

Nr. 169. Bromberg, den 5. September 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

(1. Fortsetzung.)

Sie saßen beim Obermoser und waren nicht mehr beim ersten Glas.

„Wie ist's, Herr Uhlenkort, wollen wir die Calabassen noch einmal vollaufen lassen?"

Klaus Tredrup, der alte Mittweidaer Studiker, schwenkte seinen leeren Krug nach dem Büfett hin.

„Meine drei Tage sind bald rum. An dem Teufelsloch am Tschadsee gibt's solchen Stoff nicht!"

Ohne die Antwort abzuwarten, hob er seinen Krug hoch.

„Noch zwei Volle, Herr Obermoser aus Minka!"

Walter Uhlenkort nickte belustigt.

Der dicke Obermoser kam und setzte zwei schäumende Krüge vor die beiden hin.

„Wohl bekomm's! Das ist daber a Bier! Das habens net glaubt, daß Sie das in Tumbuktu finden täten, Herr Uhlenkort."

„Na, wie mundet denn das den Schwarzen, Herr Obermoser, ich habe da im Vorbeigehen Ihren schwarzen Stammtisch nebenan bewundert."

„Ja, Herr Uhlenkort", schmunzelte der dicke Wirt, „das hätt' ich selber zu Anfang net geglaubt, daß sich die schwarzen Brüder so an den Stoff gewöhnen würden. Ich hatte nur weiße Gäste erwartet. Aber jetzt habe ich hier einen schwarzen Stamm, der ist auf den Geschmack gekommen. Es sind Leutchen dabei, die ihre zehn Maß hintereinander auslecken, und zwar Exportbier, Herr Uhlenkort ... Wollen die Herren die neuesten Nachrichten lesen? ... Na, das mit dem Teufelsschacht, das wissen Sie ja schon, Herr Tredrup."

„Was denn?"

„Na, die große Einweihungsfeier."

„Nein, davon wissen wir ja noch gar nichts ... Her mit den Nachrichten."

Herr Obermoser lief, so schnell es seine Rundlichkeit erlaubte, in den Nebenraum. Durch die offene Tür hörte man das polternde Treiben am schwarzen Stammtisch.

Der Obermoser kam zurück und legte die letzte Abendausgabe des Zentralafrikanischen Reichs- und Staatsanzeigers auf den Tisch.

Tredrup überflog das Blatt und las die Notiz, daß Seine Majestät entschlossen wäre, selbst zur Einweihungsfeier des sechsten Kilometers des Tschadseeschachtes nach Minneapolis zu kommen.

„Donnerwetter noch einmal! Das ist ja eine nette Überraschung. Dieser Entschluß muß sehr plötzlich gefaßt worden sein. Unser Oberbonze in Minneapolis wußte noch nichts davon, als ich abfuhr. Da mag es ja da unten munter zugehen. Allewetter, da werde ich wohl schon morgen telegraphisch zurückgerufen werden."

Er setzte seinen Krug an und tat einen gewaltigen Zug.

„Dann ist das hier sicherlich nicht mein letzter Krug heute gewesen. Jetzt is Tied, Tredrup ... Obermoser, noch einen ... Herr Obermoser!

Halt mal! Herr Uhlenkort, jetzt böte sich auch für Sie vielleicht Gelegenheit, an den Schacht zu kommen. Sicherlich werden die europäischen Diplomaten eingeladen werden. Ich sagte Ihnen vorhin, daß man kaum einen Schwarzen, geschweige denn einen Weißen, der nicht direkt mit den Bauten zu tun hat, in die Baustelle einschmuggeln kann. Es heißt eben wie im alten Europa: Das Betreten der Baustelle ist Unbefugten strengstens verboten. Aber, wenn Sie in Begleitung Ihres Botschafters hinkommen, ließe sich die Sache am Ende machen."

„Der Gedanke ist gut, Herr Tredrup. Ich werde mich morgen früh bei unserem Botschafter melden lassen und hoffe bestimmt, auf diese Weise den Bau zu sehen. Wir sind doch in Europa recht neugierig. Sie wissen ja, daß solche Projekte auch bei uns aufgetaucht sind ... besonders, als die Kohlen in Europa knapp wurden und bevor wir daran gingen, die großen Lager auf Spitzbergen auszubeuten ... Aber alle diese Projekte sind ihrer Sinnlosigkeit wegen immer wieder verworfen worden.

Das letztemal hatte der amerikanische Ingenieur Grimmaud dafür Propaganda gemacht. In Europa hat er kein Glück gehabt, aber Augustus Salvator ist seiner Beredsamkeit unterlegen ... wie es scheint ... oder sollte er doch mal wieder schlauer gewesen sein als alle anderen?"

„Wie meinen Sie das, Herr Uhlenkort?"

Dabei betrachtete er Uhlenkort mit aufmerksamen Blicken. Der zuckte die Achseln.

„Nun, ich denke mir, daß der Plan, einen tausend Meter weiten Schacht so tief in die Erde einzubringen, daß man die Erdwärme technisch im größten Stile ausnutzen und viele hunderttausend Pferdestärken ... nein, Millionen von Pferdestärken damit gewinnen kann ... ein Plan, der von den Fachleuten der ganzen Welt als töricht und unmöglich und nicht lohnend verlacht wird, daß ein solcher Plan kaum geeignet ist, einen Mann wie den Kaiser Augustus ... einen genialen, scharfsinnigen, überlegenden Mann, zu veranlassen, Staatsgelder im Betrage vieler Milliarden hineinzustecken ..„ um sich schließlich zum Gespött der Welt zu machen".

„Hallo, Mr. Uhlenkort! Wie kommen Sie darauf? Was meinen Sie?"

Uhlenkort schaute prüfend in das Gesicht seines Gegenübers und lächelte leicht.

„Nun, mein lieber Herr Tredrup, ich denke vielleicht genau dasselbe, was Sie auch denken."

„Deubel noch mal, können Sie Gedanken lesen? Woher wissen Sie, ob ich denke und was ich denke?"

„Herr Tredrup, zum Diplomaten sind Sie nicht geboren, die verschiedenen Krüge Pschorr nicht zu vergessen. Ihr Gesicht sagt mir, daß Sie was denken, und ich glaube auch zu wissen, was Sie sich denken."

Einen Augenblick saß Tredrup stumm. Dann tat er einen tiefen Atemzug und rief:

„Prost, Herr Uhlenkort! Daß ich nicht zum Diplomaten geboren bin ... große Schmeichelei ... diese Bande ist mir alles andere als sympathisch ... Hol's der Teufel ... Aber trotz der verschiedenen Krüge halte ich Sie doch für einen der schlauesten ... Burschen, die unter Gottes Sonne herumlaufen.

Denn ... was ich vermute, will ich gar nicht sagen. Sie scheinen's ja zu wissen. Wird es aber Wahrheit, dann hat der Kaiser Augustus, dieser schwarze Augustus, einen Erfolg, der ihm eine Hand voll starker Trümpfe gibt.

Aber zur Sache! Woher kommt Ihnen diese Wissenschaft? Oder vielmehr, was wissen Sie denn eigentlich? Wozu wollen wir unter uns Hamburgern noch weiter Versteck spielen?"

Staat Antwort zu geben, benetzte Uhlenkort seinen Zeigefinger an dem Untersatze seines Glases und malte auf

die Eichenplatte des Tisches die chemische Formel CCa_2 und wischte sie sofort wieder weg, sobald Tredrup einen Blick darauf geworfen hatte.

„Karbid! — Damn me, God bless your nose! Ihr Riecher ist nicht schlecht!“

„Ich sagte Ihnen bereits, daß Sie zum Diplomaten keine besonderen Talente haben. Wände haben Ohren!... überall in der Welt. Sie schreien ein Wort in die Landschaft, Herr Tredrup, das heute vielleicht noch bedeutungslos, morgen . . . aus Ihrem Munde gesprochen, Verletzung eines Staatsgeheimnisses ist.“

Tredrup schlug sich mit der Hand auf den Mund.

„Die vielen Biere! Sonst hält Klaus Tredrup besser dicht. Sie werden die Bedeutung vielleicht noch höher einschätzen als ich. Sie haben recht, die Sache ist nicht ganz ungefährlich. Aber heute abend wollen wir nicht mehr davon sprechen. Nein! Lieber irgendwo anders, in Gottes freier Natur, wo keine Wände und keine Ohren zu fürchten sind.

Auf alle Fälle werde ich Ihnen vor meiner Abreise noch Nachricht geben. Eine Aussprache über diese Frage ist unbedingt notwendig. Auch darüber, wie man den Schwarzen diesen Trumpf aus der Hand nehmen könnte.“

„. . . Wie? . . . Wie meinen Sie das?“ rief Uhlenkort erregt.

Tredrup warf einen Blick in die Runde und drückte den Finger auf den Mund.

„Nun, Herr Obermoser“, wandte er sich an den eintretenden Wirt, „wollen Sie frischen Anstich melden?“

„Nein, Herr Tredrup“, sagte der Wirt, „es ist jemand draußen, der Sie sprechen möchte.“

Bei diesen Worten machte er ein kaum merkliches Zeichen . . . Polizei.

Tredrup stutzte einen Augenblick, dann ging er mit dem Wirt zur Tür. Durch die geöffnete Tür trat jener schwarze Gentleman, der mit Guy Rouse und dann später mit Juanita gesprochen hatte. Er murmelte ein paar undeutliche Worte und fragte dann:

„Sie sind Herr Klaus Tredrup?“

„Klaus Tredrup! . . . Sie wünschen?“

„Ich bin beauftragt, Ihnen dieses zu überreichen.“

Mit einer leichten Verneigung verließ der Beamte den Raum. Verwundert betrachtete Tredrup den zusammengefalteten Zettel. Ein Zirkusprogramm? Er trat unter die Lampe, entfaltete das Papier und begann zu lesen, was auf der Rückseite geschrieben stand.

Es war eine kurze Notiz, in spanischer Sprache geschrieben. Tredrup wendete das Blatt hin und her. Es zitterte in seiner Hand. Er besah es von allen Seiten, und seine Augen kehrten zu den wenigen Zeilen zurück. Wieder glitten seine Blicke über den Text. Dann ließ er das Blatt sinken und stand starr, wie geistesabwesend.

Bilder schienen an ihm vorüberzuziehen. Der Kanal... Der Kanal von Panama . . . Das kleine Montegna . . . Juanita . . . und da war Guy Rouse . . . Guy Rouse . . .

Seine Rechte ballte sich zur Faust. Ein tiefes Atemholen, dann gab er sich einen Ruck. Mit langsamen Schritten kehrte er zu seinem Platz zurück.

„Bekamen Sie eine unangenehme Nachricht, Herr Tredrup?“

Tredrup schob ihm das Blatt zu.

Die wenigen auf der Rückseite des Programms gekritzelten Worte lauteten:

„Hüte dich! Denke an Montegna! J.“

Ihnen droht eine Gefahr, Herr Tredrup. Kann ich Ihnen nützlich sein?“

Tredrup richtete sich auf, wie aus einem schweren Traume erwachend, und sprach:

„Eine kurze Geschichte . . . wie sie in der Welt tausendmal passiert. Ich war bei den Arbeiten am Panamakanal tätig. Ich war wie hier Ingenieur . . . Mineningenieur bei den großen Bohrungen.“

„Sie waren auch bei den großen Bohrungen am Panamakanal mit tätig?“

„Zwei Jahre war ich da unten und wäre heute noch da, wenn nicht eben diese kleine Geschichte passiert wäre.“

Er schob seinen Krug beiseite, und rückte näher an den Tisch heran.

„Ja, da war ich . . . und da war ein alter Mann, ein Mexikaner . . . ein Bohrmeister aus meiner Abteilung, und da war dessen Tochter . . . Juanita. Auch außerhalb der Arbeitsstunden kam ich häufig mit dem alten Alameda zusammen. Kam auch in sein Häuschen, das er mit seiner Tochter Juanita zusammen bewohnte. Juanita war damals 18 Jahre . . . Was soll ich Ihnen weiter sagen . . . Schön und rein wie der junge Morgen. Wir liebten uns! . . . Ja, wir liebten uns . . .“

Ein kurzes ironisches Lachen verzerrte seinen Mund.

„Liebten uns, bis er kam . . . er . . . dieser Rouse. Sie kennen ihn . . .“

„Mr. Guy Rouse!“ Walter Uhlenkort beugte sich weit vornüber . . . „Rouse, der Präsident der neuen Kanalgesellschaft?“ . . .

„Derselbe . . . Seine Leidenschaft beschränkt sich nicht auf seine Milliarden allein. Sie kennen ihn . . . seine faszinierende Person! Seine Gabe, sich jedes Wesen gefügig zu machen, das er irgendwie zu gebrauchen gedenkt . . . versagte auch hier nicht. Wie er es fertigbrachte? . . .

Er brachte es fertig . . . Eines Tages war Juanita verschwunden . . . ohne ein Lebenszeichen zu hinterlassen. Alle, die sie kannten, waren ratlos. Ihr Vater, der alte Pedro Alameda, war verzweifelt. Man dachte an einen Unglücksfall. Es bot sich damals in den Sprengfeldern des Kanalgebietes mehr als eine Gelegenheit dazu.

Ich allein ahnte sofort, was geschehen war! Die Nachforschungen, die ich im geheimen anstellte, bestätigten es. Sie war ein Opfer von Guy Rouse geworden.

Ich versuchte, zu ihm vorzudringen. Es gelang nicht. Ich stellte ihn auf der Straße, als er in seinen Kraftwagen steigen wollte. Ich sagte ihm die Wahrheit ins Gesicht. Er leugnete . . . lächelnd.

Dies Lächeln brachte mich zur Raserei. Ich schlug zu . . . mitten in das Lächeln hinein.

Ich floh! . . . Nicht aus Furcht . . . Juanita wollte ich suchen . . . Ich fand sie bald . . . er hatte sie nicht versteckt . . . wie ich glaubte . . . nein! Ich fand sie an seiner Seite als große Weltdame. Seine Geldmacht genügte auch hier, um alle Mäuler . . . verstummen zu lassen. Ich sah sie als seine Begleiterin bei Festen, umschwärmt von einer Schar von Verehrern aus den besten Kreisen . . . lachend und froh . . .

Ich gab auf . . . Weg von allem, was an Juanita erinnern konnte . . . Am Tschadsee konnte man Leute wie mich brauchen . . .

Seit drei Jahren sitze ich nun an dem verteufelten Schacht, komme selten mal weg von da, nach Timbuktu meistenteils . . . glaubte vergessen zu haben . . . glaubte auch mich vergessen . . . und jetzt. Da!“

Er schlug auf das Blatt.

Uhlenkort antwortete.

„Wenn ich richtig kombiniere, sind Juanita und Guy Rouse hier in Timbuktu. Sie haben Sie gesehen. Die Warnung kommt von Juanita. Was werden Sie tun?“

„Ich werde . . . Ich weiß noch nicht! . . . Erst klaren Kopf . . . Den werde ich morgen früh haben . . . Gehen wir jetzt?“

„Ich bin bereit! Ich wohne im Hotel Astoria. Und Sie?“

„Nicht weit davon . . . In dem Millerschen Boardinghouse. Wir haben denselben Weg.“

Draußen empfing sie die Kühle der Nacht. Tredrup zog seinen Hut und strich sich durch das volle Blondhaar.

Ihr Weg führte über die breite Esplanade, die sich vom kaiserlichen Schloß nach dem Augustus-Park hinzieht.

Neue Nachrichten des Pressedienstes. Die Riesenfront des Astoria-Hotels schien in Flammen zu stehen. In allen Weltsprachen flackerten die Nachrichten über die Fassade.

„Paris, den 18. März, 8 Uhr abends. Krawalle vor der amerikanischen Botschaft. Polizei vermochte nur mit Mühe, die erregte Menge am Eindringen zu verhindern. Deputierte aus Normandie und Bretagne halten aufreizende Reden an die Massen. Verlangen Abbruch der Beziehungen zu Amerika und Übersendung eines Ultimatums.“

„Bern, den 18. März, 8 Uhr 25 Minuten abends. Die Sitzung des europäischen Parlaments beginnt morgen vormittag 11 Uhr.“

„Neuyork, 2 Uhr 30 Minuten amerikanischer Zeit. Die Aktien der New Canal Cy. fielen an der Nachbörse um zehn Punkte.“

Das Licht erlosch.

„Na, allerhand Neues!“ — „Aber wenig Schönes!“ — „Jedenfalls nichts vom Augustusschacht. Vielleicht war es eine Ente mit der Feier des sechsten Kilometers. Gute Nacht, Herr Uhlenkort. Es bleibt bei unserer Verabredung.“

„Jawohl, hier oder in Minneapolis.“

*

Im Arbeitskabinett des Kaisers saßen der amerikanische Botschafter Mr. Bowden und Guy Rouse am Teetisch. Augustus Salvator stand am Schreibtisch, über eine Karte gebeugt, einen kleinen Zirkel in der Hand.

„Der Plan Ihrer Admiralität wäre nicht übel, wenn nicht . . .“

Bei diesen Worten richtete er sich auf und ging auf die beiden Amerikaner zu.

„. . . Wenn nicht ein Faktor außer acht gelassen wäre, den ich allein und der Chef meines Stabes kennen . . . Immerhin ist der Plan der Beachtung wert. Auch liegt mir an dem guten Willen, den Ihre Regierung meinen Absichten entgegenbringt. Der Krieg mit Südafrika ist unvermeid-

lich . . . wird unvermeidlich, meine Herren, wenn . . . beachten Sie, ich sage, wenn, denn . . . ich werde ihn zu vermeiden suchen, wenn die Südafrikanische Union mir in der Eingeborenenfrage nicht nachgibt . . . ich will sagen, entgegenkommt . . .

Die Unterstützung Ihrerseits durch U-Kaperboote ist zweifellos nicht bedeutungslos . . . Die wenigen und leider noch wenig bewehrten Seehäfen meines Landes werden durch . . . euro . . . feindliche . . ."

Mit leichtem Hüsteln unterbrach er die Rede „ . . . Blockade lahmgelegt."

Sein Blick flog über den Botschafter hinweg und blieb auf Guy Rouse ruhen.

Der Amerikaner lag halb zurückgelehnt im Sessel. Jetzt richtete er sich aus seiner nachlässigen Stellung empor.

„Europäische Blockade, Sire? . . . Sollte Europa sich offen auf die Seite Südafrikas stellen?"

Der Kaiser nickte mit einer energischen Kopfbewegung.

„Der Frieden von Bern war kein Frieden. Er beendete nur die offenen Feindseligkeiten. Durch den engen Anschluß Südafrikas an Europa ist der Kriegszustand latent geworden.

Die Unterstützung seitens Amerikas allein durch U-Kaperboote genügte mir nicht. Die von mir bei amerikanischen Werften bestellten U-Kreuzer kommen viel zu langsam zur Ablieferung . . .

Auch die Personalfrage ist nicht einfach. Ich habe in meinem Lande nicht genügend technisch ausgebildete Leute. Von meiner Admiralität laufen fortwährend Beschwerden ein, daß unter den angeworbenen Amerikanern viel schlechtes Material ist. Besonders heikel ist die Kommandantenfrage. Bei dem Überfluß, den Sie drüben an solchen Männern haben, müßte eine energische Einwirkung Ihrerseits besseren Erfolg zeigen . . ."

Mr. Rouse zog es vor, nicht zu sagen, was er dachte. Der Kaiser fuhr fort: „ . . . Können Sie mir zweckmäßige Vorschläge machen?"

Sein Blick ruhte auf Mr. Bowden. Der richtete sich mit verlegenem Räuspern auf.

„Hm . . . bei der allgemeinen Volksstimmung, Majestät . . ."

„Volksstimmung? . . . Was heißt Volksstimmung? Ist Ihre Regierung abhängig von der Volksstimmung?"

Der Botschafter wiegte verlegen den Kopf.

„Was sagen Sie, Mr. Rouse?"

„Sire! Die Regierung trifft ihre Maßnahmen völlig unabhängig von der Volksstimmung. Aber wir haben keinen Einfluß auf die Gesinnung unseres Seeoffizierkorps.

Gestatten Eure Majestät, daß ich mich ganz offen ausspreche. Das Offizierkorps im ganzen steht einer Unterstützung des schwarzen Afrika gegen das weiße Europa nicht sympathisch gegenüber . . ."

Augustus Salvator zog die Brauen zusammen.

„Hm! Soso! Was ist da zu tun?"

Guy Rouse lächelte.

„Nur ein Mittel gibt's! Das Allheilmittel Geld! Sire, verdoppeln Sie . . . verdreifachen Sie die Gage, und Sie werden haben, was Sie brauchen."

„Glauben Sie?" Der Kaiser schaute den Amerikaner prüfend an. Guy Rouse machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Irgendwer prägte mal im Altertum die Sentenz, daß ein goldbeladener Esel über die höchsten Mauern kommt. Ich persönlich habe bis jetzt jedes Vorurteil . . . auch das der Ehrlichkeit . . . die doch schließlich auch nur ein Vorurteil ist . . . durch Gold überwunden." Der Kaiser lachte.

„Gut, Mr. Rouse! . . . Die nötigen Offiziere und Mannschaften hätte ich sonach. Fehlen jetzt nur noch die Boote! Hilft uns Ihr Mittel auch da?"

„Auch da, Majestät!" erwiderte Guy Rouse mit kalter Miene. „Es bedarf nur der gehörigen Dosis."

„Daran soll es nicht fehlen! Wem ist das Mittel zu applizieren?" . . .

Mr. Rouse überlegte mehrere Sekunden. Dann sprach er langsam . . . sorgfältig jedes Wort abwägend.

„Bei den täglichen großen Fortschritten im U-Bootbau dürfte . . . ein großer Teil unserer Staatsflotte veraltet sein. Es liegt im Interesse der Nation . . ." Hier warf er einen kurzen Blick zu dem Botschafter hin — „das veraltete Material durch neues zu ersetzen. Im Interesse der Staatsfinanzen liegt es, das ausrangierte Material nicht einfach abzuwracken, sondern vorteilhaft zu verwerten . . . Interessenten, die diese Boote für Handelszwecke umbauen, werden sich wohl finden . . . aber nicht viel bieten. Eure Majestät würden als Interessent voraussichtlich das Höchstgebot abgeben."

„Wahrscheinlich!" Der Kaiser nickte. „Was sagen Sie zu dem Vorschlag, Herr Botschafter?"

Mr. Bowden wand sich hin und her.

„Ich kann nicht unterlassen, Eure Majestät nochmals auf die allgemeine Volksstimmung bei uns aufmerksam zu machen . . . auch auf die voraussichtlich unvermeidbaren außenpolitischen Schwierigkeiten . . ."

Guy Rouse und Augustus Salvator wechselten einen Blick. Der Amerikaner drehte spielerisch einen goldenen Crayon in den Fingern.

„Die Bedenken Mr. Bowdens sind leicht zu zerstreuen.. Die New Canal Cy. wird zweifellos in Zukunft auch das Reedereigeschäft betreiben . . . und würde versuchsweise große U-Kreuzer kaufen . . . Sollte sich das Geschäft nicht als nutzbringend erweisen . . . würde die Company die Hände wieder herausziehen."

„Sie würden die Boote dann vielleicht sogar mit Aufschlag verkaufen?"

„Majestät! Ich bin sicher, daß sich sehr kapitalkräftige Interessenten finden werden, die einen Aufschlag von hundert Prozent nicht scheuen werden!"

„Gut, Mr. Rouse! Sie sind ein kluger Geschäftsmann. Die Stellung als Finanzminister bei mir bleibt Ihnen jederzeit reserviert."

„Ich danke Euer Majestät für diese Anerkennung. Ließen mich meine Interessen in den Staaten frei, würde es mir eine Ehre sein . . .

Als vorsichtiger Geschäftsmann möchte ich nicht unterlassen, auf den anderen Weg hinzuweisen, auf dem unsere gegenseitigen Handelsbeziehungen sich zeitweise abspielen. Ich meine die Bahnlinien durch die arabischen Nordstaaten."

„Vorläufig, Mr. Rouse, geht das. Im Kriegsfalle würde das Loch bei Gibraltar . . . sehr eng werden. Die Verbindungen über den Atlas sind zu spärlich.

Die Verhandlungen mit Südafrika über die vollständige Gleichberechtigung der schwarzen und weißen Rasse schleppen sich ungebührlich lange hin. Sie würden schneller gehen und zu einem guten Abschluß kommen, wenn . . . Ihre Vorschläge, Mr. Rouse, realisiert sein werden. Könnte die Angelegenheit nicht noch beschleunigt werden?"

Mr. Rouse schien zu kalkulieren, an den Fingern zu rechnen, zu überschlagen.

„Ich denke, Majestät, in vier Monaten bei hundert Prozent, in drei Monaten bei zweihundert Prozent."

„Sagen wir lieber in zwei Monaten bei zweihundert Prozent!"

Mr. Rouse schien in Gedanken eine neue Kalkulation aufzumachen.

„Well! Das Geschäft ist gemacht . . ."

„Well!" echote der Kaiser. „Sie sind ein guter Geschäftsmann. Die Zeche wird für meine Gegner immer höher."

Mr. Rouse zuckte die Achseln.

„Businеß is busineß, Majestät!"

Augustus Salvator erhob sich . . . ein Zeichen, daß die Unterredung beendet sei. Er ging auf den Botschafter zu und drückte ihm die Hand. Während dieser der Tür zuschritt, verabschiedete sich der Kaiser von Guy Rouse und fügte mit erhobener Stimme hinzu:

„Ich will hoffen, Mr. Rouse, daß Sie mit der Sprengung am Kanal guten Erfolg haben werden . . ."

Der Amerikaner beugte sich tief über die gebotene Hand.

„Mr. Bowden ist das Klima hier wohl nicht sehr zuträglich", flüsterte der Kaiser.

„Den Eindruck gewann ich schon zu Beginn der Audienz, Majestät! Ein Wechsel des Klimas würde ihm unbedingt zuträglich sein . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Diebin.

Von Wilhelmine Baltinester.

„Jetzt haben sie sie weggeführt!" Die Dorfkinder liefen noch eine Strecke weit hinter dem Wagen her, auf dem Line Mengthin, die Magd aus dem Gittlerhofe, neben zwei Gendarmen saß, das Gesicht in den Händen verborgen.

Dann sprach man noch ein paar Wochen lang von den frechen Diebstählen der Dirne, und dann vergaß man sie.

Line Mengthin bekam eine Strafe, mit deren Abbüßung allein ihre Strafzeit noch nicht um schien; denn nach ihrer Entlassung fand sie nicht sobald eine Stellung. Jeder wollte bei ihrem früheren Dienstherrn Auskunft einholen, jeder blätterte umständlich in den Zeugnissen und fragte schließlich, wo sie in der Zeit nach Dienstaustritt aus dem Gittlerhofe gewesen sei. Und sie besaß nicht genügend Verlogenheit, um rasch eine glaubhafte Ausrede zu erfinden. Unter den Kreuzverhören mißtrauischer Bauern brach sie zusammen, kam zumeist mit einem vollen Geständnis und schwor, treu und ehrlich zu arbeiten, wurde aber grob oder auch nur mit oberflächlichem Mitleid weggeschickt. Nein, eine Abgestrafte könne man doch nicht nehmen; die anderen Mägde würden es ja doch erfahren und sich weigern, neben ihr zu dienen oder den Herrn verlachen. Endlich, halb verhungert und elend, fand

sie eine Stelle auf dem Hofe eines Geizhalses, der ihre Lage dazu ausnutzte, sie für drei Mägde arbeiten zu lassen und ihr halben Lohn einer einzigen zu bezahlen.

Line Mengthin murrte nicht, sie arbeitete die ganze Woche; und am Sonntag ging sie auf keinen Tanzboden, was dem Geizhalse eben recht war, da sie dann weder verträumt noch tanzmüde zur Montagsarbeit antrat. So wurde sie alt, und keiner freite um sie; aber sie wurde nicht verbittert, nur stiller und stiller.

Und da sie Knechtsarbeit verrichtete und ihr Herz seit der Verurteilung nicht mehr am besten war, ging es mit ihrer Gesundheit rasch bergab. Eines Tages, als sie dem Alten das Stalldach ausbessern sollte, stürzte sie, von plötzlicher Herzschwäche niedergerissen, von der Leiter und blieb mit gebrochenen Gliedern liegen. Dann blieb sie in ihrer Kammer der kargen Pflege der Nachbarn überlassen und wartete drei Tage auf den Tod. Am Abend des dritten riefen sie den Pfarrer, der lange bei Line Mengthin blieb. Und noch in derselben Nacht fuhr sein Wagen in raschem Trabe über die schmale Straße des schroffen Berglandes, über eine hochschwebende Schluchtbrücke in das nächste Dorf hinüber und hielt vor dem Gittlerhofe. Dort schlief man fest. Der Pfarrer klopfte hart an die Tür. Der alte Gittler war schon lange tot, der Sohn leitete den Hof, er war streng und karg. Man sagte, daß er seine Frau mißhandle. Er öffnete selbst die Tür und war höchst verwundert, den Pfarrer aus der Nachbargemeinde in der Nacht von seinem Hause zu sehen. Bei flackerndem Kerzenlichte saßen die beiden dann in der Wohnstube.

„Kann deine Frau mich hören?“ fragte der Pfarrer.

„Nein, die muß im Bette bleiben, sie hat erst vor zwei Tagen ein Kind geboren. Sonst würde sie ohnehin an der Tür horchen!“

„Du scheinst von allen Frauen schlecht zu denken, Gittler?“

„Wie sie es verdienen.“

„Erinnerst du dich an eine Magd, die bei deinen Eltern diente? Line Mengthin hieß sie.“

Der Bauer wurde unruhig. „Hat sich der Herr Pfarrer darum zur Nachtzeit hierher bemüht, um von der zu erzählen?“

Der Pfarrer erhob sich. „Ja, darum! Ich habe ihr eben die letzte Beichte abgenommen!“

Auch der Bauer war aufgestanden, er schnellte den Kopf trotzig in den Nacken. „Verjährte Sache, Hochwürden!“

„Sie hat geschwiegen, die Line Mengthin, sie hat ein unmenschlich hartes Los auf sich genommen! Du scheinst vergeßlich, Gittler? Ich will dir die Geschichte in Erinnerung bringen.

Sie war kaum achtzehn, als sie hier auf den Hof kam. Und du warst vielleicht um zehn Jahre älter. Sie hat sich in dich verschaut, die kleine, scheue Magd. Und du hast es wohl gemerkt und hast eines Tages diese hündisch ergebene Liebe ausgenutzt, bist zu ihr gekommen und hast gebettelt: Nimm meine Schuld auf dich! Ich hab' gestohlen! Meine Eltern bestohlen um Vieh und Vorräte, und alles verkauft, um das Geld zu einem Mädchen zu tragen. Jetzt hat man es entdeckt. Hörst du den Vater draußen toben? Er schlägt mich halbtot, wenn er erfährt, daß ich es war, und enterbt mich dann vielleicht! Rette du mich! Geh' in den Hof hinaus und stell' dich ihm als Diebin. Und ich verspreche dir, wenn ich Herr bin hier auf dem Gittlerhof, will ich für dich sorgen!

Und das Mädel ist aus seiner reinen Kammer in die Schande hinaus gegangen, hat dir dein Kreuz abgenommen und es für dich getragen. Aber als das Mädchen dann aus dem Gefängnis kam, stand kein Dankbarer da, um zu helfen und zu raten! Da mußte sie allein die harte Straße gehen, verachtet, hungrig, krank — mit fremder Schmach belastet! Bald danach bist du hier Herr geworden; doch keine Dankbarkeit hat dich getrieben, sie zu suchen, sie, die sich bescheiden fernhielt und keinen Dank für ihr großes Opfer forderte, die sich ergeben zu Tode gearbeitet hat, ehe sie dich um Hilfe bat!“

Der große trotzige Bauernschädel war langsam hinabgesunken, bis das breite, kantige Kinn auf der Brust lag.

„Jetzt ist sie vielleicht schon tot, die Line Mengthin,“ sagte der Pfarrer, „schon erlöst von ihrer armen Liebe und ihrem schweren Leid. Aber wir beide sind noch nicht miteinander fertig. Ich kenne deine Frau, die aus meiner Gemeinde ist, von Kindheit her. Ich weiß, daß man sie zwang, dich zu nehmen. Und sie hatte recht mit ihrer Weigerung! Als einer ihrer Brüder im vergangenen Jahre durch Feuer um Hab und Gut kam und das Weib in heißer Mitleidsnot ein paar Lebensmittel zu seinen Kindern trug, bist du ihr nachgeschlichen und hast sie vor deinen Knechten geschlagen und Diebin gescholten. Und wie ein Hund läuft sie nun in deinem Hause umher und getraut sich nicht, aufzusehen und wagte nicht, mit Knechten und Mägden zu schaffen, weil sie Hohn fürchtet. Und was sie beging, war nicht Diebstahl, Gittler! Und darum bin ich gekommen, hörst du? Eine hast du am Gewissen, schone die zweite, solange noch Zeit ist!“

Und nach kurzem Gruße ging der Pfarrer in die Nacht hinaus.

In der offenen Tür stand der Bauer und horchte dem Räderrollen nach. Seine Fäuste ballten sich, er haßte die Line Mengthin, die ihn in ihrer letzten Beichte verraten hatte, daß er nun nicht mehr hart und aufrecht an jedermann vorbeigehen konnte, herausfordernd, strahlend von selbstbewußter Ehrlichkeit. Wie es einen Verbrecher zum Schauplatze seiner Untat zieht, so trieb es ihn, Line Mengthin noch einmal in das tote Gesicht zu blicken. Und er ging in den Stall und sattelte sein Pferd.

Dann ritt er über die schmale Straße des schroffen Berglandes, peitschte das Pferd, daß es rannte, als säße der Tod auf seinem Rücken, sprengte auf die hochschwebende Schluchtbrücke und stieß einen heulenden Wutlaut aus, als das gemarterte Tier mitten auf der Brücke stehenblieb und nicht weiter konnte. Pfeifend sauste die Peitsche auf den Pferdeleib nieder, daß sich das Tier aufbäumte und unter den brennenden Schlägen kerzengerade aufstieg. Da verlor der Reiter den Halt. Ein Sturz über das Brückengeländer, tief unten ein Auffallen, dann Todesstille. Die zweite Frau, die ihm das Schicksal in die Hände gespielt hatte, mußte nicht mehr sein Opfer werden.

Bunte Chronik



* **Seemannshumor.** Es war bei einem abendlichen Plauderstündchen in dem Heime des allen Südseefahrern wohlbekannten Pflanzers Parkinson in Ralun. Das Gespräch kam auf die Plagegeister der Tropen, die Moskitos, und einer der Anwesenden erzählte von einer Sorte dieser Biester, die er in Afrika kennengelernt haben wollte und die den Menschen anfielen wie Bulldoggen, und sogar durch Stiefelsohlen zu beißen imstande wären. Diese Schilderung begeisterte dann Herrn Parkinson, der übrigens trotz seines englisch klingenden Namens ein guter Deutscher war, zu folgender Erzählung: „Zu Anfang unserer Kolonialversuche in Neu-Guinea war ich einmal auf dem Kaiserin-Augusta-Fluß, wo wir uns vor Moskitos einfach nicht bergen konnten. Moskitonetze waren zwecklos, wir mußten uns beim Schlafen schon Säcke über den Kopf ziehen. Da kam einer von uns auf eine merkwürdige Idee. Er suchte seine nächtliche Ruhestätte unter einem großen kupfernen Kessel, den die Neu-Guinea-Kompagnie Gott weiß zu welchem Zwecke mal hinausgeschafft hatte und der unbenützt umherstand. Hier glaubte er, vor den Angriffen der Moskitos sicher zu sein. Aber er sollte unangenehm enttäuscht werden. Gleich in der ersten Nacht mußte er feststellen, daß die Moskitos durch das Kupfer hindurch ihm an den Leib zu kommen trachteten. Vorsorglich nahm er sich in der zweiten Nacht ein Licht und einen Hammer mit. Sowie er bemerkte, daß sich ein Moskito-Rüssel durch den Kessel bohrte, nahm er den Hammer und nietete den Rüssel nach innen um. Das setzte er auch in der dritten Nacht fort. Aber als der Morgen graute, war der Kessel plötzlich verschwunden. Es waren eben so viel Moskitos festgenietet worden, daß sie mit dem Kessel davon fliegen konnten.“

Lustige Rundschau



* **Wörtlich genommen.** „Nee, Herr Schulze, meine Tochter kann niemals die Ihre werden!!!“ — „Hm, ich will sie ja auch nicht als Tochter haben, sondern als Frau!“

•

* **Der kleine Neidhammel.** Onkel Albert, der sich durch einen Kahlkopf auszeichnet, kommt zu Besuch. Die kleine Gerda springt ihm auf den Schoß und streichelt ihm den kahlen Schädel. „Du hast's gut“, meint mit komischem Augenaufschlag die Kleine. „So möcht ich's auch haben.“ — „Wieso denn?“ fragt Onkel Albert. — „Na, weil du dich nicht zu kämmen brauchst.“ Jgl.

•

* **Der liebenswürdige Schwiegersohn.** Schwiegermutter: „In den nächsten Wochen bekomme ich nun mein Telephon gelegt.“ — Schwiegersohn: „Wie bequem für dich, da kannst du mit deiner Tochter sprechen, ohne dich erst zu uns bemühen zu müssen.“ H. St.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.